

Zeitschrift:	Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review
Band:	4 (1896)
Heft:	15
Rubrik:	Variétés

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VARIÉTÉS.

I. — Ein russisches Urteil über den Altkatholizismus und seine Beziehungen zur orthodoxen orientalischen Kirche¹⁾.

Im Hinblick auf den bevorstehenden 4. Altkatholikenkongress erwacht natürlich von neuem das Interesse für eine Bewegung, welche nun schon während eines Vierteljahrhunderts als eine der wichtigsten Quellen dient zur Anregung des theologischen Geistes in der ganzen christlichen Welt, im Orient wie im Occident. Eine hervorragende kirchenhistorische Bedeutung hat diese Bewegung schon dadurch, dass sie zur Vermittlung diente, durch welche der in jahrhunderte-langer Entfremdung voneinander getrennte Orient und Occident wieder eine gegenseitige Berührung finden konnten, und dank dieser Berührung erwachten im Bewusstsein der christlichen Welt Fragen, die lange gering geschätzt waren, obwohl sie ein dringendes Bedürfnis für ihr Leben und sozusagen ein moralisches Postulat des christlichen Gewissens sind. In der That kann das wahrhaft christliche Gewissen, wenn es nicht durch weltliche Berechnungen und egoistischen Hochmut eingeschläfert ist, sich niemals mit der traurigen Thatsache versöhnen, dass die Kirche Christi, die der Heiland mit seinem kostbaren Blute erlöst hat, und für deren Einheit er in der schwersten Stunde seines Seelenleidens gebetet hat, sich in Spaltung und Feindschaft befindet, die einen furchtbaren Nachteil für ihre moralisch erzieherische Aufgabe auf Erden herbeiführen und eines der grössten Hindernisse bilden für den schliesslichen Triumph des Werkes Christi selbst in der Welt.

¹⁾ Aus dem „Kirchlichen Boten“ von St. Petersburg, Nr. 16, vom 18. April 1896.

Die orthodoxe Kirche, als eine wahrhafte Vertreterin des christlichen Gewissens, hört darum nie auf, Gebete für die Einheit aller zu erheben, und dadurch unterstützt sie in ihren Söhnen das Streben nach diesem sozusagen kirchenhistorischen Ideal. Aber für seine Verwirklichung verlangt dieses Streben bestimmte Mittel, und daran fehlte es im Verlaufe ganzer Jahrhunderte, während beide Hälften der getrennten Christenheit, sich voneinander scheidend, sich gänzlich nur mit ihrer eigenen inneren Entwicklung beschäftigten, welche den vollzogenen Bruch nur noch mehr befestigte. Der orthodoxe Orient allerdings, mit seiner sogenannten Unbeweglichkeit, oder richtiger gesagt, mit seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit auf der alten Grundlage des ökumenischen Christentums, wie es seinen Ausdruck auf den sieben ökumenischen Konzilien fand, blieb in der That auf der Stufe der dogmatischen Entwicklung, wie sie zu jener Zeit war, als die traurige Thatsache der Spaltung sich vollzog, und darum war er immer und allezeit bereit für das Resultat des unablässigen Gebetes für die Vereinigung aller, wenn dieses Gebet seine Erfüllung gefunden hätte. In ganz anderer Lage befand sich der Occident, der, indem er sich sozusagen losriß von dem Anker der ökumenischen Christenheit, sich allen Elementen dieser Welt unterwarf und unter deren Einfluss viele Bestandteile in sich aufnahm, die mit dem alten ökumenischen Christentum nichts gemeinsam haben und ausschliesslich das Resultat einer falschen Entwicklung auf der Grundlage der Elemente dieser Welt darstellen. Diese Neuerungen, die sich beständig mehr und mehr vermehrten und durch die stolze Autorität der selbsterfundenen Unfehlbarkeit befestigt wurden, brachten die abendländische Welt in eine Stellung, wo selbst die Frage nach der Wiedervereinigung der christlichen Welt immer mehr an Boden verlor und in das Gebiet der unrealisierbaren Phantasien zurücktrat. Aber gerade als die abendländische Welt ihre Heterodoxie endgültig zu besiegen dachte durch die Proklamation des neuen Dogmas von der Unfehlbarkeit ihres Hauptes, und als dem Anschein nach der Spalt, der die morgenländische von der abendländischen Kirche schied, sich in einen unüberschreitbaren Abgrund verwandelte, in dieser selben Zeit begann im Abendlande eine Bewegung, welche als ein schlagender Beweis dafür erschien, dass auch dort das Gewissen des wahrhaften Christentums noch nicht

vollständig unterdrückt war, als dieses Gewissen im Angesicht der furchtbaren Unterdrückung der kirchlich-historischen Wahrheit aus seinem langwierigen Schlafe auffuhr und lauten und scharfen Protest gegen die Extreme des römischen Katholizismus erhob. In der That war der Altkatholizismus ein Protest des christlichen Gewissens der abendländischen Völker gegen die Neuerungen und Extreme des Papismus, und dieser Protest war um so bedeutungsvoller, da er seine Stimme erhob im Namen des alten, ökumenischen Christentums, von dem sich der römische Katholizismus entfernt hatte, im Namen des Christentums der alten ungeteilten Kirche, mit ihren sieben unerschütterlichen Säulen, den ökumenischen Konzilien, die in sich die ganze Weisheit der dogmatischen Wahrheit verkörpern. Die ganze Wichtigkeit und kirchenhistorische Bedeutung eines solchen Protestes ist klar: es war die Stimme des Gewissens der abendländischen Kirche selbst, die zur Erkenntnis ihres Irrtums kam und wiederum auf die ökumenische Grundlage zurückzukehren strebte, von der sie sich leider entfernt hatte, und auf welcher die heilige orthodoxe Kirche des Orients unwandelbar fortfährt zu stehen.

Daraus wird es auch von selbst verständlich, wie sich zu dieser Bewegung der Osten und Westen der christlichen Welt verhalten musste. Für das Abendland mit seiner Verweltlichung der Kirche erschien diese Bewegung wie ein Vorwurf des erwachenden Gewissens, und da sie als ein Vorwurf sich gegen den richtete, der soeben in gotteslästerlicher Selbsterhebung sich für unfehlbar erklärt hatte, so war es nicht zu verwundern, dass der Altkatholizismus als eine höchst verderbliche und gefährliche Erscheinung erklärt wurde, und dass man gegen ihn alle Streitkräfte des Jesuitismus vorrücken liess mit seinen gebräuchlichen Waffen, Verleumdung, Schmähung und Verfolgung. Es gab kein noch so niedriges Mittel, das nicht in Anwendung gebracht worden wäre, um diese unangenehme Stimme des erwachenden kirchenhistorischen Gewissens zu verleumden, schlecht zu machen und nach Möglichkeit zu unterdrücken, und diese Feindseligkeit machte selbst nicht Halt vor der strengen Majestät des Todes. —

Ganz anders verhielt sich der orthodoxe Orient. Für ihn hatte diese Bewegung etwas Verwandtes und er ahnte in ihr

eine tiefere Bewegung des abendländisch-christlichen Gewissens, in der Überführung der mit der Zeit angehäuften Unwahrheit und in der Anerkennung jener Grundsätze, von denen sich das Abendland entfernt hatte, während der orthodoxe Orient unwandelbar daran festgehalten hatte, der Grundsätze des ökumenischen Christentums der ungeteilten Kirche. Darum wurde diese Bewegung auch überall im orthodoxen Orient mit der wärmsten Sympathie aufgenommen, als der einzige „lichte Punkt“, der in dem andersgläubigen Abendland aufleuchtet, oder als „Sauerteig“ der Wahrheit, der die höchsten Erwartungen erregt. Und diese Sympathie liess nicht nach, sondern nahm immer mehr zu im Verlauf des verflossenen Vierteljahrhunderts, und sie fand in der letzten Zeit ihren offenen Ausdruck dort, wo nach der historischen Lage selbst das feinste Gefühl für die kirchlich-historische Wahrheit bewahrt wurde, und wo der orthodoxe Orient gewöhnt ist seinen Mittelpunkt zu sehen, nämlich in der ersten Kirche des orthodoxen Orients, in der Person ihres obersten Vorstehers, des ökumenischen Patriarchen der Kirche von Konstantinopel, als derjenigen Kirche, welche der unmittelbarste Zeuge des hochmütigen Abfalls des Abendlandes war.

Zu seiner Zeit machten wir schon Mitteilung von dem Briefwechsel zwischen einem der Führer des Altkatholizismus, dem Professor Michaud, Herausgeber der „Internationalen theologischen Zeitschrift“, und dem ökumenischen Patriarchen Anthimos VII., und wir wiesen hin auf die bedeutsame That-sache, dass der Vertreter des Altkatholizismus die dogmatischen Grundsätze, die dargelegt sind in dem wichtigen „Rundschreiben“ der ökumenischen Kirche als Antwort auf die päpstliche Encyklika, als diejenigen Grundsätze anerkannte, die auch die Grundsätze des Altkatholizismus sind, wogegen auch seinerseits das Organ des ökumenischen Patriarchen, die „Kirchliche Wahrheit“, über den Brief des Altkatholiken als einen solchen sich äusserte, der „einen reinen und orthodoxen Geist atmet und durchdrungen ist von aufrichtigem Eifer für die Wieder vereinigung der Kirchen“. Jetzt ist es uns möglich, auch das Schreiben des ökumenischen Patriarchen selbst mitzuteilen, in dem sich dieselbe Sympathie mit dem Altkatholizismus ausspricht, die auch im Organ des Patriarchen ausgedrückt

worden war¹⁾. Eine so autoritative Stimme, vom Mittelpunkt des orthodoxen Orients ausgehend, ist für die Altkatholiken gewiss eine wahrhaft ermutigende Botschaft und wird sie ohne Zweifel bestärken in ihrem mutigen Streben nach endgültiger Befestigung in den Grundsätzen der ökumenischen Orthodoxie. Das wird von der Redaktion der „Internat. theol. Zeitschrift“ offen ausgesprochen in einem besonderen Artikel, der die grösste Aufmerksamkeit aller verdient, die sich mit den dogmatischen Grundsätzen und Anschauungen des Altkatholizismus bekannt zu machen wünschen.

Wir meinen den im Aprilheft der „Internat. theol. Zeitschrift“ (S. 217—223) veröffentlichten Artikel: „Simples remarques sur l'Encyclique du Patriarche Anthimos de Constantinople“. Der ganze Artikel stellt eine ausführliche Erörterung des schon früher in dem Briefe von Prof. Michaud an den ökumenischen Patriarchen ausgesprochenen Gedankens dar, dass „die wahrhaft katholischen Grundsätze“, die in dem Rundschreiben des Patriarchen dargelegt sind, vollkommen identisch sind mit den Grundsätzen des Altkatholizismus.

[Zum Beleg wird der Anfang des Artikels, S. 217 f., und der Schluss, S. 222 f., in Übersetzung mitgeteilt, woran noch die Schlussbemerkung geknüpft wird:]

Der Verfasser schliesst seinen Artikel mit dem feurigen Ausdruck des Wunsches, bald diesen Tag unaussprechlicher Freude zu sehen, und wir teilen vollkommen sein edles Gefühl. Leider bildet freilich die „unvermeidliche Erbschaft der vergangenen Jahrhunderte, das Resultat einer langen und beklagenswerten Trennung“, immer noch bis jetzt ein schweres Hemmnis für dieses edle Bestreben. Und zur selben Zeit, da dieser herzliche Austausch von Gedanken und Gefühlen zwischen dem ökumenischen Patriarchen und einem hervorragenden Vertreter des Altkatholizismus stattfand, wurde in einem andern Centrum der orthodoxen griechischen Welt, in Athen, eine wütende Polemik gegen den Altkatholizismus von seiten zweier Theologen erhoben, mit der wir unsere Leser ein anderes Mal näher bekannt machen werden. X.

¹⁾ Das Schreiben des Patriarchen, wie es im vorausgehenden Heft unserer Zeitschrift, S. 342 f., mitgeteilt war, folgt am Schluss dieses Artikels in russischer Übersetzung.

II. — Unsere Beziehungen zu den Verstorbenen.

Aus dem Russischen.

Die Sense des unbarmherzigen Todes sucht immer wieder neue Opfer und lässt die am Leben Gebliebenen in Sorge und Thränen zurück ... Die Trauer der letzteren ist vollkommen natürlich. Die Ursache derselben liegt in einer Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens, welcher zufolge wir nicht ohne Teilnahme auf unsere Nächsten, die von Kummer heimgesucht werden, blicken können, besonders aber dann, wenn dies von uns geliebte Personen sind. Selbst unser Herr Jesus Christus vergoss eine Thräne, als er den Tod seines geliebten Lazarus erfuhr (Joh. XI, 35). Als Maria Magdalena weinte, weil sie den Heiland nicht in seinem Grabe gefunden, machte ihr der erschienene Herr deswegen keinen Vorwurf (Joh. XX, 15). Nach dem Tode des ersten Märtyrers „beschickten aber Stephanus gottesfürchtige Männer und hielten eine grosse Klage über ihn“ (Apostgesch. VIII, 2). Doch wenn wir auch unsere Toten beweinen, so ist unser Zustand lange nicht so bitter und traurig, wie bei Leuten, die keine Hoffnung haben (1. Thess. IV, 13).

Diejenigen, welche entweder von der Auferstehung der Toten nichts wissen oder an dieselbe nicht glauben, nehmen an, dass mit dem leiblichen Tode jeglicher Existenz des Menschen ein Ende gemacht werde, und deshalb nehmen sie entweder mit hoffnungsloser Verzweiflung Abschied von ihren teuern Lieben, die ihnen durch den Tod entrissen wurden, oder aber mit stoischem Gleichmut, in Anbetracht der Unabänderlichkeit des von ihnen erdachten Fatums. Wir Christen nun, die an eine Auferstehung der Toten und an ein ewiges Leben glauben (1. Thess. IV, 16, 17 etc., Luk. XX, 38 etc.), sind beiden Extremen fremd. Der Abschied von den Verstorbenen ist selbstverständlich auch für uns unsagbar traurig, doch ist ja derselbe in unseren Augen nur ein zeitweiliger. Und dies vermindert die Bitterkeit desselben um ein Bedeutendes. Ausserdem bleiben die Verstorbenen, wie wir dies fest glauben, in derselben Gemeinschaft mit uns, im selben Reiche Gottes. Wie wir mit unseren Lieben, die zu ihren Lebzeiten in ein fremdes Land übersiedeln, auf verschiedenartige Weise in Fühlung bleiben und einander das Leben erleichtern können etc., so sind wir auch

im Stande, mit den Verstorbenen dieselbe Fühlung zu unterhalten, da dieselben ja bloss leiblich, und auch dies nicht für immer, sterben, dabei jedoch nicht aufhören, in demselben Reiche Gottes mit uns zu sein. Die Beziehungen zu unseren Nächsten drücken sich vollständig in der Liebe zu denselben aus, welche zusammen mit der Liebe zu Gott den Inhalt des ganzen Gesetzes bildet (Matth. XXII, 37—40). Diese Liebe, mit welcher unser ganzes Handeln erfüllt sein soll, darf nimmer aufhören (1. Kor. XIII, 8). Folglich muss dieselbe auch stattfinden in unseren Beziehungen zu den Verstorbenen, denn sonst wäre sie bloss ein zeitliches Prinzip. Da nun aber nach der Erklärung unseres Herrn als unser Nächster nicht dieser oder jener, sondern jeder Mensch zu betrachten ist, so müssen wir auch diese Liebe nicht bloss zu einzelnen, sondern zu allen Verstorbenen äussern. Es ist nun selbstverständlich, dass wir bei Lebzeiten Menschen, die wir nie gesehen und von denen wir nie gehört, sowie auch andere, die wir zwar kennen, mit denen wir aber wenig oder auch gar nicht in Beziehung gestanden, aus einem allen verständlichen Grunde, nicht auf gleiche Weise lieben können, wie diejenigen, mit denen wir viel Gemeinsames haben, mit denen uns verwandtschaftliche Bande verknüpfen, mit deren Überzeugungen wir übereinstimmen, deren Glaube auch der unsrige ist u. s. w. Gerade dieser Umstand wird auch in der Heiligen Schrift hervorgehoben, die uns lehrt: „so lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Gal. VI, 10). „So aber jemand, sagt die Heilige Schrift ferner, die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide“ (1. Timoth. V, 8). Wenn wir nun den Verstorbenen unsere Liebe erzeigen, so müssen wir dies an erster Stelle den uns Nahestehenden thun. Doch worin kann und darf sich diese unsere Liebe zu den Verstorbenen äussern? „Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit“ (1. Joh. III, 18). Mit der That ... Fast jeder Verstorbene verlässt zweifelsohne diese Welt, ohne alle seine Pläne und Absichten vollständig erfüllt zu haben; Pläne, die mitunter sehr rein und edel sein können. Wenn wir nun den Verstorbenen wirklich lieben, so werden wir uns bemühen, dieselben zu Ende zu führen, was er nicht mehr vermochte. Dadurch

schaffen wir ihm eine grosse Beruhigung und einen noch grösseren Vorteil für diejenigen, deren Interessen mit der Erfüllung derselben mehr oder weniger verknüpft sind. Wenn wir dies nicht thun und besonders ihren klar ausgesprochenen Willen nicht erfüllen, so werden wir dadurch zu ihren Feinden, was dem Geiste christlicher Liebe widerspricht. Obgleich nun gewöhnlich der Ausspruch: de mortuis aut bene aut nihil beachtet wird, so findet man besonders in unserer Zeit oft, dass der gute Name unseres verstorbenen Nächsten ungerechter- und unverdienterweise verunglimpt wird. Die Liebe zum Verschiedenen verpflichtet uns, seinen guten Namen ebenso zu verteidigen, wie wir es thäten, wenn jemand den unsrigen beschimpfte. Kürzer gesagt: wenn das Gefühl der Liebe uns veranlasst, sich in gewisser Weise zu unseren Nächsten zu stellen, so muss dies auch nach seinem Tode geschehen. Von einem wesentlichen Unterschiede darf hier gar nicht die Rede sein; schweigen wir ganz davon, dass wir bei der Erinnerung an die Verstorbenen und an ihr Erdenleben eine gute Lehre daraus ziehen können, indem wir ihnen nachzueifern streben, so dass dieselben auch nach ihrem Tode unsere Lehrer und Führer sein können, gleichsam aus Dankbarkeit dafür, dass wir ihrer gedenken. Darüber, dass dieselben auch nach dem Tode für uns beten können, wollen wir gar nicht reden (Lukas XVI, 27). Hauptsächlich muss sich unsere Erinnerung an die Verstorbenen und unsere Liebe zu ihnen darin äussern, dass wir für ihre Seelen beten. Wir müssen zwar immer für die Seelen der Verstorbenen beten, hauptsächlich aber an den von der Heiligen Kirche dazu bestimmten Tagen. Das Schicksal der Verstorbenen kann durch unsere, besonders aber durch die Gebete der Heiligen Kirche, bis zum jüngsten Tage noch einigermassen geändert werden, vorausgesetzt dass dieselben nicht als reulose Sünder diese Welt verlassen haben. Man kann auch für diejenigen beten, die gestorben sind, ohne das Evangelium gehört zu haben, sowie auch für die, welche unverschuldet Christo nicht nachfolgen konnten. Schon in alttestamentlicher Zeit sah man in ähnlicher Weise auf das Schicksal der Verstorbenen und brachte für ihre Sünden Gott Opfer dar (2. Maccab. XII, 43—46). Der Heiland selbst ist niedergefahren zur Hölle, um den Toten zu predigen. Indem Er uns lehrte, zum himmlischen Vater zu beten: „Dein Reich

komme zu uns“ (Lukas XI, 2), verstand er selbstverständlich dies Kommen nicht nur für die Lebenden. Der hl. Apostel Paulus rät, für alle Menschen zu beten (1. Timoth. II, 1). Er selbst bittet den Herrn, dem Onesiphorus, der ihm wohl geneigt war, Seine Gnade zu erzeigen, obgleich derselbe, nach dem Gange der apostolischen Rede zu urteilen, schon längst gestorben war (2. Timoth. I, 16—18), woraus klar die Möglichkeit hervorgeht, das Schicksal der Verstorbenen durch Fürbitten der Lebenden ändern zu können. In diesem Sinne sprachen sich auch die hl. Kirchenväter Cyrillus von Jerusalem, Gregorius der Große und Johannes Chrysostomus aus. Der griechisch-katholischen Kirche ist die Ansicht (besonders der Protestanten früherer Zeit) fremd und unbegreiflich, dass die Fürbitten für die Toten unnütz seien, weil ihr Schicksal sofort nach ihrem Tode entschieden wird. Doch ist ihr auch das andere Extrem, welches jene Ansicht hervorbrachte, fremd: nämlich die römisch-katholische Lehre vom Fegefeuer.

Nach dem Tode des Menschen wird dessen Leib zerstört und geht in Staub über. Doch ist dies kein Grund, sich deswegen nichtachtend zu den Leibern der Verstorbenen zu verhalten. Die Sache ist die, dass bei Lebzeiten des Menschen sein Leib ein Tempel des Heiligen Geistes war, mit dem wir am jüngsten Tage auferstehen werden (1. Kor. VI, 15, 19; XV, 52). Ausserdem verwahren wir mit besonderer Pietät Sachen, die liebe Verstorbene gerne gehabt und die ihnen gehört haben, und nur aus diesem einzigen Grunde. Wie viel grösser muss nun unser Pietätsgefühl dem Leibe gegenüber sein, in welchem dieselben gewohnt?! Wie äussert sich nun diese Pietät? Die Alten, besonders die Ägypter, balsamierten ihre Leichname, um dieselben möglichst lange Zeit vor dem Verwesen zu bewahren. Doch ist diese Methode (welche jetzt nirgends mehr praktiziert wird) ganz dem Sinne der Heiligen Schrift zuwider, die uns Gottes Worte wiedergiebt, welche er dem ersten Menschen gesagt: „von Erde bist du genommen und zu Erde sollst du wieder werden (1. Mos. III. 19). Im klassischen Altertume und auch in der Jetzzeit (zum Glücke noch nicht in Russland) gelangte man zu einem anderen Extrem — zur Leichenverbrennung, um den Boden vor den sich zersetzenden Leichengiften zu bewahren. Inwieweit die Fürsorge der Menschen in dieser Angelegenheit begründet, wollen

wir nicht untersuchen, da ja dies noch bis heute eine offene Frage ist. Fragen wir lieber: ist das Verbrennen des Leibes, in dem gestern, ja heute noch ein Mensch gewohnt, welcher heute noch ein Tempel des Heiligen Geistes war, vereinbar mit unserer Nächstenliebe? Der Leib stirbt und wir, nicht zufrieden mit der säumigen Natur, beeilen uns, ihn künstlich in Staub und Asche zu verwandeln! Nein, jedes wahrhaft menschliche Gefühl empört sich gegen ein solches Verhalten zu den irdischen Überresten eines Menschen . . . Lassen wir die Natur selbst ihr vom Schöpfer durch Gesetze verliehenes Zerstörungswerk vollbringen! Wollen wir nicht abgehen von dem alten Brauche, die Leichen der Erde zu übergeben — ein Brauch, der mit der Heiligen Schrift völlig übereinstimmt (1. Mos. III, 19, Predig. XII, 7, Joh. XII, 24, 1. Kor. XV, 44 etc.). Indem wir die toten Leiber in der Nähe eines Gotteshauses beerdigen, stellen wir dieselben auf diese Weise, sozusagen, unter die Obhut des Allmächtigen selbst, und wenn wir auf den Gräbern Kreuze errichten, so reden wir von der Erlösung aller Menschen durch Christi Kreuzestod und von der Hoffnung, mit der unsere Nächsten gestorben . . .

In unserer Zeit ist der Brauch sehr verbreitet, die Leichname, sehr oft gleich nach dem Tode des Menschen, zu öffnen. Zu diesem Zwecke werden dieselben, gleich Tierleichen, in Stücke geschnitten, mitunter sogar in Kesseln gekocht, damit sich das Fleisch leichter von den Knochen ablöse und man so die Möglichkeit habe, Skelette herzustellen. Ein schauerlicher Anblick, der jedem menschlichen Gefühl entgegen ist — ein Anblick, den selbst Heiden ihren Mitmenschen nicht zu bieten wagten! Jedoch wird dies bei uns gewöhnlich im Namen der Wissenschaft gethan oder aber, um die Todesursache festzustellen, was mitunter sehr wichtig ist. Die Wissenschaft braucht dies Mittel zur genaueren Kenntnis der Besonderheiten des menschlichen Körpers, um dadurch die Möglichkeit zu erlangen, regelmässiger und erfolgreicher die vorkommenden Krankheiten zu heilen. Gewiss kann man sich in solchen Fällen mit dem Faktum der Leichenöffnung einverstanden erklären, aber auch nur in solchen. Ausserdem ist dazu die vorherige Erlaubnis der Verwandten des Betreffenden oder noch besser des Verstorbenen selbst einzuholen. Anderenfalls ist dies Verfahren ein gewaltthätiges und kann sogar als unmoralischer Eingriff in fremdes

Eigentum ausgelegt werden, weil der Leib, auch nach dem Tode, nicht aufhört, der ihn früher bewohnenden Seele anzugehören. Solche Eingriffe werden bei uns in roher Weise ausgeführt bei heimatlosen und ähnlichen Individuen, die in einigen öffentlichen Krankenhäusern sterben. Diese Art Gebaren ist nur zulässig bei Mördern und ähnlichen Personen, die durch ihr Betragen sich selbst aus den Reihen der Menschen verstoßen und in die Klasse der vernunftlosen Tiere gesunken sind, so dass sie auf nichts Menschliches mehr Anspruch erheben können.

Nur beim Vorhandensein obenerwähnter Momente können unsere Beziehungen zu den Verstorbenen normale, sittlich gute sein.

A. FERREIN.
